

PIPPA WRIGHT
Vergiss das mit dem Prinzen

Buch

Nach elf Jahren Beziehung – und zum ersten Mal in ihrem Erwachsenenleben – ist Rory Carmichael wieder solo. Zugegeben, ihr Ex war nun wirklich nicht der Traummann schlechthin und auch nicht besonders aufregend. Beispielsweise beschränkte sich seine Vorstellung von »Ausgehen und einen draufmachen« in gemütlichen Abendessen in seinem Stammlokal. Und doch konnte sich Rory immer auf ihn verlassen, und angesichts des turbulenten Ehelebens ihrer eigenen Mutter, die gleich vier Mal verheiratet war, war das doch schon etwas wert ... Doch dann musste sie entdecken, dass nicht in jeder Lebenslage Verlass auf Mr. Zuverlässig war – und erst recht nicht in jeder Liebeslage ... Wenn Mr. Right am Ende doch der Falsche ist – sollte sie sich dann nicht vielleicht einen Mr. Wrong angeln? Und so legt sie los und datet, was das Zeug hält und was immer ihr an unpassenden Männern vor die Flinte läuft. Vielleicht hat ja einer von ihnen das Rezept fürs Liebesglück in der zerschlissenen Jeanstasche?

Autorin

Pippa Wright wuchs in England und den USA auf und arbeitet seit einigen Jahren in der Verlagsbranche. Sie lebt in London und versucht, ihre Arbeit mit dem Schreiben eigener Bücher zu kombinieren. Nach *Willkommen im Wahnsinn* ist *Vergiss das mit dem Prinzen* ihr zweiter Roman.

PIPPA WRIGHT

Vergiss
das mit dem
Prinzen

Roman

Aus dem Englischen
von Eva Malsch

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Unsuitable Men« bei Pan Macmillan,
a division of Macmillan Publishers Limited, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Juni 2013 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2012 by Pippa Wright
Copyright © 2013 für die deutsche Ausgabe
by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House, München
Umschlagillustration: © bürosüd°, München
Redaktion: Sabine Cramer
LH · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38095-4

www.blanvalet.de

Für Cath und Lisa,
die perfekten Leserinnen

1

In den sieben Jahren meines Jobs beim Magazin *Country House* habe ich mich nur einen einzigen Tag krankgemeldet. Also war es kein Wunder, dass meine Rückkehr ins Büro am nächsten Tag eine gewisse Aufmerksamkeit erregte. Es war der Tag nachdem mein Freund und ich uns getrennt hatten – nach elf Jahren Beziehung. Meine Chefin Amanda kannte den wahren Grund meiner Abwesenheit. Aber für die restliche Belegschaft war mein Verschwinden einen ganzen Mittwoch lang ein faszinierendes, hochinteressantes Mysterium. Das zeigt, was im Alltag einer Zeitschriftenredaktion als aufregendes Ereignis gilt. Dabei strotze ich keineswegs vor Gesundheit, bin aber sehr abergläubisch. Wenn ich mich krankmelde, ohne dem Tod ins Auge zu blicken, habe ich Angst, mir irgendwie tatsächlich eine ernsthafte Krankheit einzufangen. Wegen eines schlichten Schnupfens blauzumachen, und einen Tag Wiederholungen von *Das perfekte Dinner* zu gucken, bedeutet für mich, das Universum praktisch zu einem Karzinom herauszufordern – lohnt sich also nicht. Meine Kollegin Ticky jammert dauernd, es sei unfair von mir, meine Keime ins Büro mitzuschleppen. Wann immer ich huste, setzt sie einen Mundschutz auf und wischt ihren Schreibtisch mit Sagrotan ab. Aber da ich sie niemals richtig arbei-

ten sehe, habe ich auch nicht den Eindruck, dass sie das wirklich bei der Arbeit stören würde, wie sie behauptet.

Würde ich in einem Büro arbeiten, das technologisch auf der Höhe der Zeit ist, und externen Zugriff auf meine Mails haben, hätte ich behauptet, im »Homeoffice« zu arbeiten, obwohl jeder weiß, dass das nur ein hübsches Wort dafür ist, den ganzen Tag in einem Café rumzuhängen, Kuchen zu essen und ab und zu einen Blick in die E-Mails zu werfen. Aber bei *Country House* (gegründet 1886, gelesen von etwa 1886 Leuten) war ein Blackberry nur eine Brombeere und wurde lediglich in der Septemбераusgabe unter Titeln wie *Brombeermarmelade – so lösen Sie Ihre Schimmelprobleme* erwähnt.

Meine Rückkehr ins Büro stieß auf gewaltiges Interesse. Jemanden wie Noonoo von Humboldt, die regelmäßig Artikel für unser Magazin schrieb, hätte es zweifellos entzückt, derart viel Aufmerksamkeit zu bekommen. Sie war langbeinig, tuntig frisiert, und spätestens seit sie für *Hello!* fotografiert worden war, erwartete sie geradezu, ständig im Mittelpunkt des Interesses zu stehen. Wie auf einem Catwalk stolzierte sie durch die Korridore unserer Redaktion und warf ihren Paschmina-Schal mit einer Nonchalance über die Schulter, die auf langjährige Übung schließen ließ. Im Gegensatz zu ihr hatte ich bei *Country House* stets den Kopf eingezogen, buchstäblich wie symbolisch, und auch an diesem Tag fixierte ich stoisch den Teppich, während ich durch den Büroflur zur Personalküche eilte. Dort wollte ich mich ein paar Minuten verstecken und Kräfte sammeln, bevor ich von allen Leuten verhört werden würde. Aber ich hätte wissen müssen, dass ich für ein eingefleischtes Klatschmaul in dieser Situation ein gefundenes Fressen war. Hinter dem Kühlschrank sprang, die

Nüstern gebläht, Ticky Lytton-Finch hervor, meine Bürokollegin und selbst ernannte Schulter zum Ausweinen.

»Aurora Carmichael, mein Gooott, was ist denn looos?«

»Oh – Hi, Ticky.« Resignierend wickelte ich den Schal von meinem Hals. Ein Fluchtversuch war sinnlos. Bestenfalls durfte ich hoffen, ich käme ohne hysterischen Zusammenbruch davon. So, wie ich mich gerade fühlte, war diese Hoffnung unbegründet.

»Wimmle mich nicht mit ›Oh – Hi‹ ab, Rory! Wo bist du gewesen? Sag bloß nicht, du warst krank! Wo du doch keine Chance verpassen würdest, deine böartigen Keime auf meinen Schreibtisch zu husten!«

»Nein, ich war nicht krank«, gestand ich.

»Aber du siehst fuuurchtbar aus.« Ticky trat näher. »Was ist passiert?«

»Ich habe mit Martin gestritten«, erklärte ich und spürte, wie sich meine Kehle verengte. Damit mein Kinn nicht zitterte, presste ich die Lippen ganz fest zusammen. Vor Ticky, dem emotionalen Vampir der Redaktion, durfte ich keinesfalls weinen. Sie lebte geradezu vom Elend und den Dramen anderer Leute. Allein schon bei der Andeutung von Tränen leuchteten ihre braunen Knopfaugen auf. Schon fünfzig Schritte vor der Damentoilette konnte sie eine schluchzende Assistentin erschnüffeln, die sich darin verkrochen hatte. Seit zwei Jahren arbeitete sie hier, und ich hatte oft genug beobachtet, wie sie ihre arglosen Opfer ausquetschte und ihren Seelen selbst die verborgenen Geheimnisse entlockte. Natürlich ahnten ihre Opfer nicht, dass Ticky sich keineswegs aus freundlicher Besorgnis für sie interessierte, sondern aus Gier nach emotionaler Ersatzbefriedigung.

»Martin, das jüngste Vorstandsmitglied bei der Buchhal-

tungsfirma?«, fragte sie und rückte noch näher, als sie aufkeimende Tränen erspähte. »Martin, der meisterhafte Tabellenkalkulator-Martin, dein Freund seit elf Jahren – dein bisher *einzigster*?«

Sie starrte mich an, und ich wusste, dass meine roten, geschwellenen Augen ihr ausreichend Munition für einen Frontalangriff lieferten. Ich konzentrierte all meine Energie darauf, nicht vor ihr zusammenzubrechen, und nickte einfach stumm.

»Und ... was für eine Art von Streit war das? So eine Art ›Wir-trennen-uns-Streit‹?«, bohrte sie weiter.

»Ja – nein – ich bin nicht sicher«, stammelte ich.

»Nicht sicher? Wie ›nicht sicher‹? Entweder habt ihr Schluss gemacht oder nicht.«

»Ich bin ... ausgezogen«, murmelte ich. »Aber das ist nur vorübergehend.« Natürlich, Martin war nur mal kurz ausgeflippt, er hatte das alles nicht so gemeint. In ein paar Tagen, wenn er sich beruhigt hatte, würde ich sofort wieder zu Hause einziehen.

»Ausgezogen? Und wo bist du hingezogen?«, bedrängte sie mich. Ich wäre nicht erstaunt gewesen, wenn sie einen Zettel hervorgezogen und alles haarklein notiert hätte, um später noch einmal alle Einzelheiten durchzugehen und sich dabei grinsend die Hände zu reiben.

»Zu meiner Tante.«

»Meinst du deine Tante in Clapham?«, fragte Ticky, die ein bemerkenswertes Erinnerungsvermögen besaß. »Hat sie nicht so ein Asyl für Verrückte?«

»Eine Pension für Schauspieler, und da haben im Lauf der Jahre viele Stars gewohnt«, verteidigte ich meine Tante, obwohl ich ihr Haus erst vor Kurzem selbst »ein Asyl für Verrückte« genannt hatte. Als ich gestern mit einer Reise-

tasche dort angekommen war, hatte sich meine Einstellung zu ihrem Etablissement gezwungenermaßen sehr schnell geändert.

»So? Und wer wohnt dort gerade so?« Begierig kniff Ticky die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen.

»Niemand Besonderes«, gab ich zu. »Die Hälfte der Schauspieler musste wegen eines Problems mit den Leitungen ausziehen. Deshalb war ein Zimmer für mich frei.«

Tickys Augen hörten auf, mich zu fixieren, sobald ihr klar wurde, dass George Clooney sich nicht in der Dachkammer meiner Tante versteckte.

»Wie auch immer, Roars, vergiss das Problem mit den Leitungen und geh zu Martin zurück. Das ist wahnsinnig wichtig. *Superwichtig*. Wie fühlst du dich denn?« Mit beiden Händen packte sie meine Oberarme – teilnahmsvoll, könnte man glauben. Aber ich wusste es besser: Das war ein geübter Klammergriff, der meine Flucht verhindern sollte.

»Was glaubst du denn, wie ich mich fühle?«, fauchte ich und versuchte mich loszureißen.

Doch sie hielt mich unerbittlich fest. Dickfellig wie die meisten britischen Adligen – Ticky stammte aus einer traditionsreichen Familie – glaubte sie keine Sekunde lang, ihre Einmischung wäre unerwünscht oder zumindest überflüssig. »Du fühlst dich schrecklich. Elend, niedergeschlagen. Als wäre dein Leben zu Ende. Unfähig, auch nur einen Bissen runterzuwürgen. Die ganze Nacht liegst du hellwach und schluchzend im Bett. Du übergibst dich, wenn du dir Martin in den Armen einer anderen Frau vorstellst...«

»Damit hilfst du mir nicht, Ticky«, unterbrach ich sie und wand mich aus ihrer Umklammerung. Sie hielt nichts von Martin. Dauernd hatte sie ihn »Mr. Langweiler« ge-

nannt. Und jetzt, nachdem er sich von mir getrennt hatte, war er plötzlich ein Don Juan. »Da gibt's keine andere Frau.«

»Hmmm, das bildest du dir ein«, sagte sie wissend, als würde sie Martin kennen. Dabei hatte sie ihn nur ein einziges Mal vor sechs Monaten getroffen und seine Existenz seither keines Wortes gewürdigt! Ihre Ignoranz schürte meinen Zorn, und ich verdrehte die Augen. Natürlich ahnte sie nicht, unter welchem Stress er seit seiner Beförderung litt. Er hatte nächtelang gearbeitet. Auch an den Wochenenden. Werktags war er erschöpft heimgekommen und wortlos ins Bett gefallen. Als hätte er Zeit für eine andere Frau!

»Friss nicht alles in dich hinein, Rory«, mahnte Ticky. Korrekterweise vermutete sie, ich würde nicht alle Gedanken mit ihr teilen. »Das ist ungesund. Du musst deine Emotionen in Worte fassen, mit den Leuten teilen.«

»Mit dir?«, fragte ich. Seit wir zusammenarbeiteten, hatten wir uns höchstens ein Kit Kat aus dem Laden an der Ecke geteilt. Und jetzt sollte ich ihr meine tiefsten Gefühle offenbaren?

»Nun, ich bin wiiiiirklich eine gute Zuhörerin«, behauptete sie. »Und du musst darüber reden, weil das vielleicht das Wichtigste ist, was in deinem Leben jemals passiert. Ist es nicht so?«

Abwartend legte sie den Kopf schief. Ich antwortete nicht. Dass das keine rhetorische Frage war, wusste ich. Zweifellos wäre Ticky hellauf begeistert zu erfahren, dass es schon schlimmere Zeiten in meinem Leben gegeben hatte, auf die sie sich stürzen könnte.

»Nicht? Aber es *ist* furchtbar wichtig, Roars. Ich meine – wow, wenn mit sechzehn die erste Liebe in die Brüche geht, ist das hart genug. Aber mit neunundzwanzig? Kurz

vor dem dreißigsten Geburtstag? Einsam und ungeliebt? Lläuft deine biologische Uhr nicht Amok? Mit jedem Tag schrumpfen deine Eierstöcke ein bisschen mehr. Es muss schrecklich wehtun, das zu wissen!«

»Was mir wehtut, Ticky«, zischte ich zwischen zusammengebissenen Zähnen, »ist dieses Gespräch. Würdest du mich bitte in Ruhe lassen?«

Seufzend senkte sie den Blick und schüttelte in geheucheltem Mitleid den Kopf. Als sie wieder aufschaute, sagte sie, als wäre das ihre Idee gewesen: »Ich glaube, im Moment musst du wahrscheinlich ein bisschen allein sein.«

»Danke.«

»Schon gut. Das verstehe ich total. Jetzt brauchst du erst einmal Zeit für dich selbst. Wenn du reden möchtest, ich bin für dich da. Wann immer und so lange du willst. Mir kannst du *alles* sagen.«

Während ich durch den Korridor zu unserem gemeinsamen Büro ging, sah ich Amanda Bonham Baillie, die Herausgeberin, aus ihrer Tür spähen. Ihre Brauen zogen sich kaum merklich zusammen. Offiziell war *Country House* gegen Botox eingestellt, denn das Magazin wurde überwiegend von traditionsbewussten, mit Hundehaaren übersäten und nicht mehr ganz taufrischen Landbewohnerinnen gelesen. Doch Amandas Unfähigkeit, mit ihrem Gesicht tiefere Gefühle auszudrücken, hatte schon lange meinen Verdacht erregt. In kosmetischen Belangen ließ sie sich wohl nicht vom West Country, sondern von West London beeinflussen.

»Alles klar, Rory?«, fragte sie, als würden vierundzwanzig Stunden genügen, um eine langjährige Beziehung zu beenden, ein neues Zuhause zu finden und ein gebrochenes Herz zu kitten.

»Ja, Amanda«, sagte ich pflichtschuldig. Ich kannte sie. Im Gegensatz zu Ticky wäre sie entsetzt, wenn ich die Fassung verlieren und ihr Marni-Jackett mit Tränen benetzen würde.

»Tut mir so leid wegen Matthew«, beteuerte sie freundlich.

»Martin, Amanda. Er heißt Martin.«

»Ach ja – Martin.« Ihre winzige Stirnfalte vertiefte sich um einen hundertstel Millimeter. »Und, Rory, versuch bitte, mich ›Maaahn‹ zu nennen, ja?«

Sosehr ich mich auch anstrengte, das schaffte ich nicht. Die übrigen Mitarbeiter nannten sie »Maaahn«. Aber irgendwie gelang mir das nicht. Nicht, weil es mir respektlos vorgekommen wäre, meine Chefin mit einem Spitznamen anzusprechen. Ich war einfach nicht vornehm genug, um diese vielen Vokale in ihren Namen reinzukriegen. Ich käme mir wie einer dieser grässlichen Angebertypen vor, die »Parrriiii« sagen, wenn sie »Paris« meinen. Also murmelte ich »Man«, worauf sie in höflicher Missbilligung die Nase kräuselte.

Ich hatte Jahre gebraucht, um zu lernen, wie man die Namen im *Country-House*-Impressum richtig aussprach. Wer sollte auch ahnen, dass der scheinbar harmlose Nachname Featherstone zu »Fanshawe« mutiert war? Oder dass Amandas persönliche Assistentin Catherine darauf bestand, »Katrina« genannt zu werden, nur um so unkultivierte Proleten wie mich zu verwirren? (Die Mitarbeiter nannten sie ohnehin nur »Orkan«, wegen ihrer Neigung zur Dramatik). Felix Appleby war als »Flickers« bekannt, Natalia von Humboldt hörte nur auf »Noonoo«.

Und es dauerte Monate, bis ich herausfand, dass meine Bürogefährtin Ticky auf den Namen Victoria getauft wor-

den war. Hinter solchen Spitznamen steckten immer irgendwelche wahnsinnig lustigen Storys, die aber nie erzählt wurden, weil die meisten Mitglieder der Belegschaft aus den gleichen gesellschaftlichen Sphären stammten und einander von Kindesbeinen an kannten. Der einzige Weg, einem Spitznamen zu entrinnen, war ein Name, der von vornherein schon so überkandidelt war, dass ihn niemand abzukürzen wagte, wie der des Literaturredakteurs Lysander Honeywell.

Ich nehme an, ich verdanke meinen ersten Job bei *Country House*, direkt nach dem Studium, nur einem Irrtum des ehemaligen Herausgebers Old Mr. Betterton, dessen Familie das Magazin seit 150 Jahren besaß. Wegen meines ungewöhnlichen Vornamens glaubte er offenbar, ich wäre eine der ihren. Er hätte niemals erraten, dass meine Mutter mich nach der Prinzessin aus dem Disneyfilm *Dornröschen* benannt hatte, die dort *Aurora* hieß.

Da Mr. Betterton alle Leute nach dem äußeren Schein beurteilte, hatte er bei meinem zwanzigminütigen Vorstellungsgespräch keine bohrenden Fragen gestellt. Wahrscheinlich verstand er ohnehin nicht viel von dem, was ich sagte, denn sein Hörgerät surrte die ganze Zeit alarmierend. Ich vermute, dass er auch auf die Lektüre meines Lebenslaufs verzichtet hat. Dem hätte er nämlich entnommen, dass meine Ausbildung nicht von einem Treuhandfonds, sondern vom Staat finanziert worden war. Ein Jahr nach meiner Einstellung hatte ich ihn zu einem Mitarbeiter sagen gehört, möglicherweise stamme Rory Carmichael doch nicht von den Norfolk-Carmichaels ab.

Als Ticky unser gemeinsames Büro betrat, hatte ich meinen Computer bereits eingeschaltet und musste gar keinen Arbeitseifer heucheln, um ihren Fragen auszuweichen. Am

Vortrag hatten sich 167 E-Mails angehäuft. Typischerweise hatte Ticky sich trotz zahlreicher cc's um keine einzige gekümmert. Genau genommen war sie mir untergeordnet. Aber sie verbrachte den Großteil ihrer Zeit mit »Networking«, gönnte sich lange Mittagspausen und verschwand Punkt fünf, um »Kontakte« (alias alte Schulfreundinnen) in Cocktailbars zu treffen, was Amanda stillschweigend billigte. Freitags verließ sie die Redaktion schon mittags, fuhr übers Wochenende aufs Land oder brunchte im Simpson's in the Strand mit betagten reichen Patenonkeln, die *Country House* nach Amandas Meinung irgendwann hilfreich sein konnten, indem sie uns Zugang zu ihren ländlichen Residenzen gewährten. Ticky betonte, dieser hektische Terminplan würde ihr keine Zeit für die banaleren Erfordernisse ihres Jobs lassen, und die landeten immer in meiner Ablage, trotz meiner Position einer stellvertretenden Kulturredakteurin.

Natürlich war es sinnlos, auf Tickys Faulheit hinzuweisen, denn sie würde sowieso nur so lange hierbleiben, bis sie einen willensschwachen Gemahl fand, der sie auf seinen Landsitz entführte. Das hatten ihre beiden Vorgängerinnen bereits geschafft. Für Ticky war der Job nur eine amüsante Abwechslung, mit einem Gehalt, das ihr großzügiges Taschengeld von Mummys und Daddys Bank ein bisschen aufbesserte.

Ich musste aus Versehen in ihre Richtung geschaut haben, denn plötzlich ruckte ihr Kopf vom Computerbildschirm hoch.

»Möchtest du reden, Rory? Vielleicht bei einem Drink nach fünf?«

»Nein, danke«, sagte ich und vertiefte mich wieder in meine Arbeit.

»Weil du pleite bist? Also, ich spendiere dir liebend gern einen Drink. Der Februar ist schon deprimierend genug, und wenn man's sich nicht leisten kann, seine Sorgen zu ertränken ...«

»Besten Dank, Ticky, ich kann mir ein Glas Wein leisten«, entgegnete ich verärgert.

Vielleicht hätte ich ihr für das Angebot dankbar sein sollen. Aber ich fand es unerträglich, dass sie mal wieder so tat, als sei ich ein verarmtes Arbeiterkind. Manchmal hatte ich das Gefühl, die meisten *Country-House*-Mitarbeiter hielten mich für ein Wohlfahrtsprojekt, wie ein afrikanisches Waisenkind. Alle hatten solche Patenkinder, um ihnen ein besseres Leben zu ermöglichen – selbstverständlich ein Leben wie ihr eigenes. Keiner konnte sich vorstellen, dass ich mit meiner schlichten Existenz zufrieden war. Niemals würde Noonoo begreifen, dass ich ihre abgelegten Paschmina-Schals nicht aus Stolz zurückwies, sondern weil ich nicht einmal als Leiche mit einem ertappt werden wollte.

Außerdem: Obwohl ich mich verzweifelt nach einem Glas Wein sehnte – und das schon am Vormittag –, war ich nicht bereit, mit irgendwem über Martin zu reden. Nicht einmal meine Mum hatte ich angerufen. In der Sitcom-Version meines Lebens müsste ich jetzt auf dem Sofa eines Pubs sitzen, von Freundinnen umringt, und mit ihnen über »diese Scheißtypen« lästern. Aber lohnte es sich, meine weit verstreuten Studienfreundinnen wegen eines wahrscheinlich falschen Alarms zusammenzutrommeln? Wir standen uns nicht mehr so nah wie damals in Warwick, wo wir in einem vor Mäusen wimmelnden Studentenheim gehaust und einander durchgefüttert hatten, wenn wir knapp bei Kasse waren. Noch immer waren wir

füreinander da, obwohl wir uns nur noch zweimal im Jahr trafen. Aber ich hatte monatelang mit keinem der Mädchen telefoniert. Und um ehrlich zu sein – ich glaubte, sie hatten Martin nie besonders gemocht. Wenn ich ihnen jetzt von dem Streit erzählte, wären sie vielleicht später, wenn wieder alles gut war, gegen ihn eingenommen.

Ticky unterbrach meine Gedanken und weigerte sich, klein beizugeben. »Hör mal, du kannst das alles nicht für immer in dir verschließen, Roars.« Ihre Miene drückte selbstlose Sorge um mein Wohl aus, was der ungeduldig trommelnde Kugelschreiber auf ihrem Schreibtisch Lügen strafte. Wollte sie die Sekunden zählen, die ich brauchen würde, um zusammenzuklappen?

»Wenn ich bereit bin, darüber zu reden, wirst du ganz bestimmt die Erste sein, die es erfährt«, log ich.

Zufrieden nickte sie.

Es wird ein kalter, grausamer Tag in der Hölle sein, wenn ich merke, dass ich nur noch so wenige Freundinnen habe, dass mir nichts anderes übrigbleibt, als mich dir anzuvertrauen, Ticky Lytton-Finch, du überprivilegierter emotionaler Parasit!

Aber das dachte ich, bevor Martins E-Mail eintraf. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Hatte er es sich so schnell anders überlegt? Wollte er mich nach Hause holen?

Meine Reisetasche wartete fertig gepackt in meinem Zimmer bei Tante Lyd. Ich war auf Abruf bereit, sobald Martin mir Bescheid geben würde.

Liebe Rory, lautete die E-Mail. Am Samstagvormittag habe ich zwischen 10 und 12 Uhr meinen Golfkurs. Ich schlage vor, du kommst dann ins Haus und holst deine Sachen. Wir wollen doch beide eine Wiederholung deiner hysterischen Szene von gestern vermeiden. Ein reibungsloses Ende ist für uns beide angenehmer. Alles Gute, Martin.

Dreißig Sekunden später schluchzte ich an Tickys Schulter, als wäre sie die beste Freundin, die ich auf dieser Welt hatte.

2

»Wie gesagt...«, schnaufte meine Tante Lyd. Mit lässiger Missachtung anderer Verkehrsteilnehmer steuerte sie ihren alten Ford Escort in der Mitte von zwei Fahrspuren des South Circular. »Er hat eine andere.«

Als die Kiste nach links schlingerte, schwappte im Fußraum eine kleine Abfallwohle über meine Stiefel. Mum und ich hatten Tante Lyds Auto schon immer einen »fahrbaren Müllcontainer« genannt. Offenbar war sie blind für das Sortiment leerer Wasserflaschen, Zigarettenpackungen und staubiger Münzen, das den Boden übersäte. Ganz zu schweigen von der feinen Schicht Zigarettenasche auf allen Flächen, die den Eindruck erweckte, man hätte den rostigen alten Ford erst kürzlich in Pompeji ausgegraben.

Ich beschloss ihre beleidigenden Spekulationen zu ignorieren. Sie hatte Martin nie gemocht. Damit hielt sie noch weniger hinterm Berg, seit ich tränenüberströmt und mit gebrochenem Herzen auf ihrer Schwelle erschienen war. Ihre Abneigung so offen zu zeigen, fand ich ziemlich riskant. Ich hatte schon viele Leute den Ex einer Freundin verunglimpfen gehört, und dann war die schein tote Beziehung wie ein Zombie in einem Horrorfilm plötzlich wieder zum Leben erwacht. Wäre es nicht peinlich für Tante Lyd, wenn Martin und ich wieder zusammenkämen? Auch

wenn es zugegebenermaßen nicht besonders ermutigend war, dass er meinen Auszug verlangt hatte, war doch alles noch sehr frisch. Ich hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

»Darling...« Tante Lyd hielt mein Schweigen für eine Ermunterung, weiterzureden. »Das musst du doch einsehen. Ein dreißigjähriger Mann, der unfähig ist, seine Hemden selber zu bügeln, wirft eine Frau nicht raus, wenn keine Neue hinter dem Bügelbrett steht.«

Seufzend sank ich tiefer in den Beifahrersitz hinein und wünschte, ich hätte das Loch nicht erwähnt, das ich in Martins Lieblingshemd gebrannt und das den verhängnisvollen Streit ausgelöst hatte. Allein meine Bereitschaft, seine Hemden zu bügeln, hatte meine Tante, deren feministische Prinzipientreue niemals wankte, zutiefst erschüttert. Sie tat fast so, als wäre ich dieser Tätigkeit jeden Morgen nachgegangen – in High Heels und im Play-Bunny-Outfit! Dabei trug ich beim Bügeln immer meinen alten Morgenmantel und Pantoffeln. Ihre Intoleranz gegenüber den häuslichen Gewohnheiten anderer Leute war in den zwanzig Jahren, die sie ihre Pension betrieb, nicht milder, sondern schärfer geworden. Soviel ich wusste, hatte sie nie mit einem Mann zusammengelebt, nur mit ihren zahlenden Gästen – die sie »ZGs« nannte. Von ihr durfte man kein Verständnis für Martins Bedürfnisse erwarten.

»Er ist nicht unfähig, Tante Lyd«, verteidigte ich ihn. »So was verstehst du nicht.«

»Was verstehe ich nicht? Bin ich etwa während der Siebziger in unvorteilhaften, sackleinenen Latzhosen rumgelaufen, damit meine Nichte dreißig Jahre später abserviert wird, weil sie nicht ordentlich bügelt?«

»Hast du wirklich sackleinenene Latzhosen getragen?«,

fragte ich skeptisch. Ich hatte Fotos von Tante Lyd aus jener Zeit gesehen. In mehreren Familienalben gab es Beweise für ihre damals verbrannten BHs. Aber ihr Look hatte mich eher an Joan Collins erinnert als an ein Antiatomkraft-Frauencamp. Ihr Bob war dunkler gewesen, fast schwarz. Und falls sie in den Jahren zwischen 1977 und 1983 jemals auf einen knallroten Lippenstift verzichtet hatte, war das fotografisch nicht dokumentiert worden.

»Nur für ein paar Wochen, das gebe ich zu«, schnaubte sie, erbot sich über meine Zweifel. »Wie hätten die Casting-Regisseure denn einen Eindruck von meiner Figur kriegen sollen, wenn ich in diesen Schlabberdingern posiert hätte? Aber lenk nicht vom Thema ab, Rory. Was für Männer sind das, die heutzutage von ihren Freundinnen noch verlangen, dass sie *bügeln*? Ist der Feminismus denn endgültig tot?«

»Bügeln ist nicht antifeministisch«, protestierte ich. »Weil Martin einen ambitionierteren, stressigeren Job hat als ich, haben wir vereinbart... Na ja, gut, vielleicht nicht direkt vereinbart... es war eher so ein stillschweigendes Abkommen. Er kümmerte sich um die Finanzen, ich mich um die Hausarbeit.«

Sie stöhnte missbilligend. Halb und halb erwartete ich, dass sie gleich ein Exemplar von Betty Friedans *Der Weiblichkeitswahn* aus dem Handschuhfach zerren und mir auf den Kopf hauen würde.

»Es ging nicht nur ums Bügeln«, gestand ich. In meinen Augen brannten Tränen. »Er – er fand, dass ich mich nicht genügend um mein Aussehen bemühte. Und ich hab mich auch kaum darum gekümmert. Ich war noch nicht mal beim Friseur in den letzten Monaten«, jammerte ich und fasste in meine widerspenstigen roten Locken. Eigentlich

hatte ich sie für charmant zerzaust gehalten. Aber jetzt sah ich den Spliss an den Spitzen. »Meinst du, es lag *daran*, Tante Lyd? Hatte er mich satt, weil ich mich habe gehen lassen?«

Ruckartig fuhr ihr Kopf zu mir herum. Selbst durch den dichten Qualm ihrer allgegenwärtigen Zigarette konnte ich erkennen, dass ihre Stirn in tiefen Falten lag. »Mit neunundzwanzig kann man sich noch gar nicht gehen lassen, selbst wenn man wollte, glaub mir. Also mach dich nicht lächerlich, Rory! So was Dummes habe ich noch nie gehört!«, fauchte sie. »Du bist immer noch ein Baby. Warte mal, bis du zweiundsechzig bist, in der Buchhandlung mit Beryl Bainbridge verwechselt und gebeten wirst, acht Exemplare von *Master Georgie* zu signieren. *Dann* darfst du mit mir übers Gehenlassen reden.«

Schniefend blickte ich auf. »Hast du sie etwa signiert?«

»Klar. An diesem blöden Irrtum waren ja *die* schuld.«

»Dass sie schon tot ist, weißt du, oder?«

»*Ich* weiß es, Aurora. Wenn *die* es nicht wissen, ist es *ihr* Problem. Jedenfalls hätte es die liebe Beryl sehr genossen.«

Prüfend blickte ich sie durch ihre Rauchwolke an. Es war tatsächlich möglich, dass sie Beryl Bainbridge persönlich gekannt hatte. In ihrer längst vergangenen Jugend waren beide Schauspielerinnen gewesen. Doch bei meiner Tante konnte man nie wissen. Alles, was sie erzählte, war voller vager Andeutungen und Anspielungen. Es konnte genauso gut sein, dass sie nur wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Autorin verwechselt worden war. Vielleicht hatten ihre dichten Ponyfransen die Leute in der Buchhandlung verwirrt – oder die hohen, runden Wangenknochen, die Visionen von Eskimos im verschneiten Norden heraufbeschworen. Doch es konnte auch – weniger schmeichel-

haft – der starke, schale Zigarettengeruch gewesen sein, der Tante Lyd stets umwehte.

Sie zündete sich eine neue Zigarette an, inhalierte tief und blies zwei Rauchwolken aus den Nasenlöchern. »Ich weiß schon, was du denkst.« Hinter uns kreischten Bremsen, während sie das Feuerzeug umständlich ins Armaturenbrett zurücksteckte. »Du glaubst, es ist nur eine vorübergehende Trennung, er wird dich vermissen und zurückholen.«

Die Lippen fest zusammengepresst, antwortete ich nicht.

»Überleg mal, Aurora. Seine letzte E-Mail hat er mit ›Alles Gute‹ beendet. So was tut kein Mann, der seinen Entschluss bereut. So was tut ein Mann, der bereits neue Ziele im Visier hat.«

Sie verstand es nicht. Martin hatte sich schon immer hinter Förmlichkeiten verschanzte, besonders in emotional aufwühlenden Situationen. Hatte er mir damals etwa *keine* Tabellenkalkulation über die gesparten Kosten präsentiert und mir so klargemacht, dass ich zu ihm ziehen müsste? Nicht, dass er kein Romantiker wäre. In sein Handy hatte er süße kleine Erinnerungen eingespeichert, um mir an meinen Geburtstagen und anlässlich unserer Jubiläen Blumen zu kaufen. Aber seine Gefühle für mich drückte er meistens auf andere Art aus. Zum Beispiel hatte er sich um die Finanzen und den Ölwechsel beim Auto gekümmert. Ich brauchte keine leidenschaftlichen Beteuerungen. Mit der Zeit erlischt die Leidenschaft sowieso. Die vier Ehen meiner Mutter waren mir da Beweis genug. Auf die Stabilität kam es an.

»Welche Spur, Rory?«, kläffte Tante Lyd und stieß mich mit dem Ellbogen an, um über den dröhnenden Motor hinweg meine Aufmerksamkeit zu erregen.

»Was? Oh – die linke.«

Ohne den Verkehr zu beachten, riss sie das Lenkrad herum und ignorierte die Kakophonie wütender Hupen hinter uns. »Ausgerechnet North Sheen!«, murrte sie. »Welcher vernünftige Mensch will denn dort wohnen?«

Natürlich hegte sie kein spezielles Vorurteil gegen North Sheen, sie war nur sauer, weil sie das Auto fahren musste, das normalerweise vor ihrem Haus unbewegt und friedlich dahinrostete. Tante Lyd bevorzugte Taxis – aus Bequemlichkeit, behauptete sie. Aber ich vermutete eher, Taxifahren weckte in ihr Erinnerungen an ihren Starruhm als Destiny Devereux in der Achtziger-Jahre-Serie *Diese Devereux Girls*. Damals hatten die meisten Taxifahrer kein Geld von ihr genommen. Allein ihr freiwilliger Vorschlag, den fahrbaren Müllcontainer zu benutzen, bewies mir, wie ernst sie meinen Bruch mit Martin nahm.

»Jetzt bist du unfair«, erwiderte ich, fest entschlossen, mich nicht von ihr einschüchtern zu lassen. »North Sheen ist sehr schön, Tante Lyd. Du hast uns ja nie dort besucht. Der Fluss, die Kew Gardens und ...«

»Um zu wissen, was ich davon halten soll, muss ich's nicht sehen. Typische Vorstadt. Spießig. In London, aber ohne U-Bahn. Puh, weder Fisch noch Fleisch! Welchen Sinn hat es, in dieser glamourösen Stadt zu leben, wenn ...«, Tante Lyd schwenkte ihre Zigarette dramatisch deutend zum Seitenfenster, was die beabsichtigte Wirkung verfehlte, weil wir gerade das wenig glamouröse Southside-Einkaufszentrum passierten, »... wenn man keinen Vorteil daraus zieht? Noch dazu ein Neubau!« Höhnisch kräuselte sie die Lippen.

»Sei nicht so ein Snob, Tante Lyd«, protestierte ich ent-rüstet. Unser neues, minimalistisch eingerichtetes, wärme-

isoliertes Haus mit den doppelt verglasten Fenstern war zwar nicht das romantische baufällige Cottage meiner unpraktischen Träume gewesen, aber unser *Heim*. Martins und mein Zuhause. Die Bewohner machten aus einem Haus ein *Heim*. Wahrscheinlich hatte Tante Lyd das vergessen, weil sie ihres schon so lange kommerziell nutzte. »Martin hat keine Zeit für die Instandhaltung eines alten Gemäuers, weil er zu beschäftigt ist. Genauso wie ich.«

In Wirklichkeit hing sein Job nicht damit zusammen. Martin teilte meine Meinung nicht, architektonische Manierismen würden einem Bauwerk Charakter verleihen. Wo ich eine reizvolle Patina erblickte, sah er dringenden Bedarf für eine Flasche Cillit Bang. Wenn ich antiquierte Schiebefenster bewunderte, beklagte er die Zugluft und hohe Heizkosten. Bei unserer Besichtigung eines viktorianischen Reihenhauses in Putney hatte er Fenster und ratternde Rollläden abgeklopft und missbilligend durch die Zähne gepfiffen. Da hatte ich gemerkt, dass er in einem alten Haus niemals glücklich sein würde. Vielleicht hätte ich mich bemühen sollen, ihn umzustimmen. Aber wäre ich damit erfolgreich gewesen, hätte er mir später jedes Leck im Dach und jedes Installationsproblem persönlich übel genommen. Das schien es mir nicht wert zu sein.

Der fahrbare Müllcontainer holperte um die Ecke in den Marchmont Estate. Ich weiß, das klingt nach Fotos in *Country House*, nach einem Anwesen mit Stallungen und Außengebäuden, vielleicht sogar mit einem Tennisplatz. Aber es war nur eine gewundene Sackgasse zwischen freistehenden Drei-Zimmer-Häusern, die einander durch PVC-Fenster anstarrten. Meine Erfahrung mit Huftieren beschränkte sich auf einen kurzen Eselsritt im zarten Alter

von vier Jahren in Salcombe Sands. Die fehlenden Ställe hatte ich also nie vermisst.

»Das da«, sagte ich. Unser Haus unterschied sich von den anderen durch eine Geranie, die ich vor die Haustür gestellt hatte und die trotz der winterlichen Kälte immer noch lebte. Darin sah ich ein verheißungsvolles Omen – auch für unsere Beziehung. Tante Lyd bog in die Zufahrt und stieg auf die Bremse. Beinahe wurden wir gegen die Windschutzscheibe geschleudert, bevor wir wieder in die Sitze zurückfielen, als der Wagen zum Stehen kam. Sie schaltete den Motor aus und öffnete ihren Sicherheitsgurt, damit sie sich zu mir drehen konnte.

»Ich bin kein Snob. Und das sind sehr hübsche Häuser. Perfekte Häuser für andere Leute. Aber nicht für Rory Carmichael.«

»Was meinst du damit, Tante Lyd?«

»Ich meine: Wer *bist* du? Hast du das völlig vergessen?«

»Nun, ich bin – ich bin ...« Was sollte ich antworten? Martins Freundin. Das *war* ich *gewesen*. Die Hälfte von Martin und Rory. Aber ohne ihn – wer war ich?

»Das werde ich dir erklären. Du bist die Nichte, die mit mir ins Victoria and Albert Museum gehen wollte, wenn sie mich als sechsjähriges Kind in London besuchte. Das Mädchen, das in Rouen die Kathedrale besichtigte, statt wie die anderen Dreizehnjährigen beim Schulausflug nach Frankreich vor dem Eiscreme-Kiosk Schlange zu stehen. Das Mädchen, das sich zum sechzehnten Geburtstag die Mitgliedschaft beim National Trust für Kultur- und Naturschutz wünschte. Damals fand ich's ziemlich seltsam, und ich hätte dir lieber eine Kiste Alcopops geschenkt. Aber das warst *du*.«

Schweigend biss ich mir wie ein schmollender Teenager

auf die Lippen, während Tante Lyd weiterrörgelte. Sicher, es stimmte – schon in meiner Kindheit hatte ich für alte Gebäude und Geschichte geschwärmt. Während andere Mädchen sich über Spielzeugschlösser freuten, blätterte ich in den National-Trust-Katalogen, als könnte ich im wuchtigen steinernen Kamin eines mittelalterlichen Hauses den Sinn des Lebens finden. Jedes Mal, wenn eine Ehe meiner Mutter gescheitert war, schleppte sie mich quer durchs Land, auf der Suche nach einem Neuanfang – bis sie es in England aufgab und der Liebe wegen nach Spanien zog. Deshalb war ich bis zur Besessenheit von Familien fasziniert, die seit vielen Generationen am selben Ort lebten. Ich beneidete sie um ihre Sicherheit und um das Wissen, wer sie waren und wohin sie gehörten.

»Du hast ein erstklassiges Examen in Kunstgeschichte hingelegt. Dir wurde ein Studienplatz am Courtauld Institute angeboten, und du hättest deinen Magister machen können. Dass du es abgelehnt hast, finde ich immer noch idiotisch. Immerhin arbeitest du jetzt für *Country House* und schreibst Artikel über Kunst und jahrhundertealte Gebäude...«

»Hätte ich mit Martin in eine mittelalterliche Festung ziehen sollen?«, unterbrach ich meine Tante ärgerlich und rutschte noch tiefer in meinen Sitz, als könnte ich mich in dem Müllberg auf dem Boden verstecken.

»Sei nicht sarkastisch«, ermahnte sie mich abfällig. »Ich will nur rausfinden, warum du – Rory Carmichael, die alles Alte, Historische liebt –, warum du dir jemals eingebildet hast, du wärst hier glücklich gewesen.«

Ich starrte auf meine Hände, die in meinem Schoß lagen, dann auf die kahlen Ziegel der Veranda. Um die harten Eckenkanten zu mildern, hatte ich Efeu pflanzen

wollen. In ästhetischer Hinsicht war es wirklich nicht das Haus meiner Träume. Aber es bedeutete mir viel mehr als Architektur. Hier hatten wir Wurzeln geschlagen. In späteren Jahren hätte ich sagen können: *Wir sind die Familie Peters aus North Sheen*. Statt: *Ich bin Rory aus – nun ja, aus überall, das ist etwas kompliziert*. Das alles wollte ich meiner Tante nicht erklären. Während Mum von einer Ehe in die andere taumelte, hatte Tante Lyd sich, seit ich sie kannte, niemals auf eine richtige Beziehung eingelassen. Also würde sie es sowieso nicht verstehen.

»Ich bin hier eingezogen, weil Martin es wollte und weil ich ihn liebe«, erwiderte ich. »In einer Beziehung muss man Kompromisse schließen. So funktioniert das nun mal.«

Kopfschüttelnd drückte sie ihre Zigarette im überquellenden Aschenbecher aus und blies eine letzte Rauchwolke an die Windschutzscheibe, so dass das Glas beschlug. Das Haus verschwand hinter einer milchigen Schicht.

»Ein Kompromiss bedeutet, dass man sich in der Mitte trifft, Rory. Um ins Leben eines anderen Menschen zu passen, musst du deine Identität nicht aufgeben.« Tante Lyd nahm ihre Handtasche vom Rücksitz, öffnete die Autotür und wischte die Asche von ihrem Rock auf die Zufahrt. »Wenn du das tust, wirst du nicht geliebt, sondern letzten Endes nur verachtet. Glaub mir.«

Mit einem Knall öffnete ich unsere topmoderne Isolierhaustür, und wir traten ein. Sofort hatte ich den Eindruck, dass sich meine Perspektive in der kurzen Zeit, die ich bei meiner Tante verbracht hatte, verändert hatte. Statt mich in dem Zuhause willkommen zu fühlen, das ich ein Jahr lang mit Martin geteilt hatte, sah ich alles mit Tante Lydias

Augen. Die Poster mit den Ducati-Motorrädern im Flur (ein richtiges hatte Martin sich nie geleistet, wahrscheinlich wegen der hohen Versicherungsbeiträge). Die teure Gaggia-Espressomaschine, die eine Hälfte der Arbeitsplatte in der Küche einnahm (ich war keine Kaffeetrinkerin, und das wusste Tante Lyd). Fast nichts wies darauf hin, dass ich bis vor Kurzem noch hier gewohnt hatte. Obwohl Martin nicht so taktlos gewesen war, irgendwelche Spuren meiner Anwesenheit zu entfernen. Solche Spuren hatte es in diesem Haus nur einfach nie gegeben.

»Wie kalt es hier drin ist ...« Schauernd rieb sich Tante Lyd die Oberarme.

»Morgens und abends lässt Martin die Heizung nur eine Stunde lang laufen«, erläuterte ich und spähte auf den Thermostat, der frostige fünf Grad anzeigte. »Er sagt, alles andere sei Geldverschwendung, und die Pullover seien ja schließlich schon bezahlt.«

»Sehr gemütlich!« Tante Lyd verdrehte die Augen. »Wie eine kuschelige Gefriertruhe. Legen wir los. Wo fangen wir an?«

»Äh – im Schlafzimmer?«, schlug ich vor. Ich dachte, wenn ich den Raum, der die schmerzlichsten Emotionen wecken würde, zuerst hinter mich brachte, würde es mir leichterfallen, die anderen zu durchforsten. Als würde man sofort in einen eisigen Pool springen, statt zögernd am Beckenrand zu zittern.

»Geh voraus.« Sie zeigte zur Treppe.

Während wir zum ersten Stock hinaufstiegen, wappnete ich mich für die Tortur. Das gemeinsame Bett. Das Buch, das ich gerade gelesen und auf den Nachttisch gelegt hatte, die aufgeschlagenen Seiten nach unten. Der Schrank, nicht nur voller Outfits, auch voller Erinnerungen – das Kleid,

das ich getragen hatte, als Martin mich in der Universitätsbibliothek das erste Mal angesprochen hatte; die Strickjacke, die ich anhatte, als er mich bat, zu ihm zu ziehen; der Morgenmantel, in dem ich abserviert worden war. Wie sollte ich das alles ohne hysterischen Anfall ertragen?

Mit zusammengebissenen Zähnen stieß ich die Schlafzimmertür auf. Mein Herz hämmerte heftig gegen die Rippen. Erwartete ich etwa, dass Martin auf dem Teppich kniete und mich zerknirscht um Verzeihung bat – und mir gleich darauf einen Heiratsantrag machte?

Statt Martin standen vier Umzugskartons am Fußende des Betts. Sie waren mit braunem Klebeband verschlossen und von Martin ordentlich beschriftet:

Kleidung. Bettwäsche. Toilettenartikel. Verschiedenes.

Tante Lyd und ich starrten sie an. Das Resultat von über einem Jahrzehnt passte in nur vier Kartons.

»Nun«, meinte sie, »das macht es uns etwas leichter.« Vorsichtig tätschelte sie meinen Arm und schien zu fürchten, ich würde schluchzend auf dem Teppich zusammenbrechen. Offen gestanden, ich war nahe dran. Sosehr ich mich auch davor gefürchtet hatte, meine Sachen einzupacken – jetzt fühlte ich mich um die Erfahrung, mich von unserem Zusammenleben zu verabschieden, betrogen. Ich hatte den Eindruck, er hatte das alles so gefühlvoll wie eine Speditionsfirma zusammengesucht. Obwohl ich natürlich nicht wusste, ob er nicht doch eine Träne dabei verdrückt hatte.

»Vielleicht wär's eine gute Idee, du schaust dich mal um«, meinte Tante Lyd. »Ob er was vergessen hat.«

»Sicher nicht«, entgegnete ich tonlos. Martins unbarmherziges Organisationstalent zählte zu den Charaktereigenschaften, die mich zu ihm hingezogen hatten.

»Sehen wir uns trotzdem um«, beharrte sie. »Ich übernehme das Schlafzimmer, du gehst ins Bad.«

Mit sanfter Gewalt schob sie mich in den angrenzenden Raum. Auf dem harten Fliesenboden hallten meine Stiefelabsätze wider, hinter mir knarrten die Spiegeltüren des Einbauschranks, als meine Tante sie öffnete.

Mein Blick schweifte durch das Bad. Hier gehörte mir nichts. Gar nichts. Etwas anderes hatte ich auch nicht erwartet. Martin war grundehrlich. Mein Eigentum würde er mir ausnahmslos zurückgeben. Aber es standen einige Sachen herum, die auch nicht so aussahen, als würden sie *ihm* gehören. Ein rosa Duschgel mit Blumenduft, ein Shampoo mit Kräuteresenzen. Ganz langsam drehte ich den Kopf zur anderen Seite des Badezimmers, als fürchtete ich, dort etwas besonders Widerwärtiges zu entdecken. Und genauso war es. Auf dem Toilettenwasserkasten lag eine Wimpernzange. Und auf dem Rand des Waschbeckens eine Packung Abschminktücher.

Es flammte die wilde Hoffnung in mir auf, das Zeug würde Martins bisher verborgenem Transvestiten-Alter-Ego gehören. Damit könnte ich umgehen. Das Problem würden wir lösen... irgendwie. Aber das üble Gefühl in meinem Magen wurde schnell von Wut verdrängt.

»Rory!«, rief Tante Lyd, als ich an ihr vorbei die Treppe hinabstürmte. »Wohin gehst du?«

Zornentbrannt suchte ich das Wohnzimmer nach weiteren belastenden Beweisen ab. Doch alles war so, wie ich es verlassen hatte: der gigantische Flatscreen-Fernseher an der Wand, dessen rotes Standby-Licht boshaft blinkte. Ich schaltete das TV-Gerät für ein paar Sekunden ein, um mich zu vergewissern, dass wie üblich Sky Sports auf dem Bildschirm flimmerte.

Auch die Küche wirkte harmlos. Bis ich den Kühlschrank öffnete. Eine halbleere Packung frische Himbeeren, zwei enthäutete Hühnerbrustfilets, ein Karton voller fettfreier Joghurts. Genauso gut hätte ich Martin in flagranti ertappen können. Gezwungen, alleine einzukaufen, hätte er es niemals weiter als bis zum Kiosk an der Ecke geschafft oder gleich etwas Fertiges zum Mitnehmen besorgt. Das da musste ein weibliches Wesen im Supermarkt ausgesucht haben.

Tante Lyd hatte recht. Sogar die verdammte Ticky Lynton-Finch hatte recht. In Martins Leben gab es eine andere Frau.

3

Zu meiner eigenen Verblüffung wollte ich tatsächlich mit Ticky über Martin reden, als ich ins Büro kam. Vermutlich, weil Tante Lyd jedes Mal abwinkte, wenn ich das Thema anschnitt. Wann immer ich ihn erwähnte, legte sie nervigerweise ihren Finger auf die Lippen, als würde sie »Psst!« sagen. Von Mr. Bits, ihrem alten orangefarbenen Kater, hätte ich mehr Mitleid kriegen können.

Während ich nachts in mein Kissen heulte (glücklicherweise hatte Tante Lyd mich im Dachgeschoss einquartiert, so dass mich niemand hörte), war mir klar geworden, dass es nur sehr wenige Freunde gab, über die ich exklusiv verfügte, nicht zusammen mit Martin. Darren und Rebecca oder Anna und Max konnte ich nicht anrufen. Sicher arrangierten sie bereits nette Pärchenabende mit meinem Ex und ... – wer immer sie sein mochte. Vielleicht war auch das ein Grund, weshalb ich beschloss, mit Ticky zu reden. Zum ersten Mal seit elf Jahren befand ich mich außerhalb der Sperrzone »nur für Paare«. Die Vorstellung, man würde mich dabei erwischen, wie ich mein Gesicht ans Fensterglas presste und um Einlass flehte, ertrug ich einfach nicht.

Ich hatte Mum in Spanien angerufen, wo sie mit Steve lebte, Ehemann Nummer vier. Aber sie war beschäftigt gewesen, auf dem Weg zum Golftraining, und hatte keine

Zeit gehabt, länger mit mir zu reden. In meiner Verzweiflung hatte ich sogar ein Gespräch mit Dad erwogen, war dann aber wieder davon abgekommen. Es würde ihn zu sehr erschrecken, wenn ich von unserer gewohnten Beschränkung auf Weihnachts- und Geburtstagstelefonate abwich.

Stattdessen hatte ich mit Caroline geredet, meiner früheren Mitbewohnerin aus Studienzeiten und Mutter eines drei Monate alten Babys. Sobald sie meine Stimme hörte, brach sie in Tränen aus. Die Hormone und der Schlafmangel machten ihr zu schaffen, und ich wollte es mit meinem Gejammer über Martin nicht noch schlimmer machen. Nachdem ich aufgelegt hatte, war ich zu geschwächt für einen weiteren Misserfolg gewesen. Obwohl ich mich so beharrlich gewehrt hatte in dem Glauben, es gäbe genug Schultern zum Ausweinen, blieb offenbar doch nur Ticky übrig.

Was immer meine Beweggründe waren – mein plötzliches Bedürfnis, alles mit ihr zu besprechen, erstaunte sie anscheinend nicht im Mindesten. Nach ihrer Ansicht war es nur eine Frage der Zeit gewesen, bis ich mein Privatleben freiwillig ihrer Diskretion anvertrauen würde.

»Wiiirklich, Roars, das wird dir nur guttun. Das ist der erste Schritt in die richtige Richtung und so. Erzähl mir von der anderen Frau«, verlangte sie, stützte die Ellbogen auf ihren Schreibtisch und das Kinn in ihre Hände. »Wer ist sie?«

»Keine Ahnung.« Ich spürte, wie Tränen in meine Augen stiegen. »Und es ist mir auch egal.« Eine Lüge. Wer Martins neue Freundin war, interessierte mich brennend. An diesem Morgen hatte ich ungesund viel Zeit vor Facebook verbracht und daumennagelgroße Fotos aller Frauen auf

seiner Freundesliste studiert. Ich hatte die Liste der möglichen Kandidatinnen auf zehn eingegrenzt und mich dann aus Rücksicht auf meinen klaren Verstand gezwungen, Martin auf meiner Facebookseite als Freund zu löschen. Beschämt verschwieg ich Ticky, dass ich mich wie eine Stalkerin benommen hatte.

»Genau die richtige Einstellung, Roars«, lobte sie mich. »Über seine neue Tussi darfst du dich nicht aufregen, das würde dich nur verrückt machen. Was glaubst du, wie lange das schon geht mit der?«

»Monate«, murmelte ich dumpf. »Letzten Monat war er an einem Wochenende verreist. Da muss er mit ihr zusammen gewesen sein.«

»Waaas? Das Wochenende in Wales? Da wollte er sich doch mit seinen Schulfreunden Paul und Al treffen!«

Immer wieder überraschte mich Ticky's Elefantengedächtnis für solche Details. Geradezu lächerlich, wie sie sich an alles erinnerte, sobald es um das Privatleben anderer Leute ging. Wenn man nur ein einziges Mal erwähnte, man sei am Samstag auf eine Hochzeit eingeladen, erinnerte sie sich noch Wochen später an die Namen von Braut und Bräutigam. War das nicht die Tochter des Mannes, der seine Frau wegen seiner Schwägerin verlassen und deshalb so eine komplizierte Sitzordnung an der Hochzeitstafel verursacht hatte? Würde Ticky dieses unheimliche Talent in ihrem Job anwenden, wäre sie unschlagbar.

»Nein, er war mit *ihr* in Wales«, behauptete ich, obwohl ich keine Ahnung hatte, ob das stimmte. Ich spürte einfach, dass es so gewesen war, was auf dasselbe rauskam. Ich wollte von Martin das Allerschlimmste glauben, weil es mich daran hinderte, auf eine Versöhnung zu hoffen.

»Verdammter Mistkerl«, meinte Ticky mitfühlend. »Und du hattest keinen Verdacht?«

Spekulierend legte sie den Kopf schief und ermutigte mich mit der Raffinesse einer erfahrenen Interviewerin. Ihr taktisches Schweigen füllte ich mit einer geschluchzten Schimpftirade. Als mir schließlich nichts mehr einfiel, beugte sie sich vor und feuerte wie eine Maschinenpistole Fragen auf mich ab. Damit erreichte sie, was ich vorher für unmöglich gehalten hatte – ich wollte nicht mehr über Martin reden. Irgendwie kam es mir so vor, als hätte sie mich wie einen nassen Lappen ausgewrungen. Der Effekt war erstaunlich angenehm, ich fühlte mich erleichtert, auch wenn mir klar war, dass das natürlich nur ein Nebenprodukt ihrer Blutsaugerei war. Ich hätte nie erwartet, Ticky Lytton-Finch einmal dankbar zu sein. Vielleicht hatte ich sie die ganze Zeit falsch eingeschätzt.

»Also, Roars, du bist neunundzwanzig«, konstatierte sie energisch und schlang ihr Haar auf dem Oberkopf zusammen. »Meine Schwester sagt, wenn man fünfunddreißig ist, sind alle guten Männer schon weg. Ticktack, ticktack.«

Vermutlich hatte ich sie doch nicht falsch eingeschätzt.

»Für neue Dates ist es zu früh«, protestierte ich kühl. Allein schon der Gedanke ließ mich schauern. Diese komplizierten Artikel über Dates in Frauenzeitschriften hatte ich stets überblättert. Wann sollte man simsens oder E-Mails beantworten? Sollte man *vor* dem »Exklusivitätsgespräch« Sex mit einem neuen Mann haben? Das alles erschien mir wie eine andere Welt, verglichen mit der langsamen Entwicklung zwischen Martin und mir. Während des ersten Semesters waren unsere zufälligen täglichen Begegnungen in der Universitätsbibliothek allmählich weni-

ger zufällig geworden. Und schließlich waren wir, ohne dass wir es jemals besprochen hätten, ein Paar gewesen.

»Natürlich ist es zu früh für dich, eine neue langfristige Beziehung anzufangen.« Ticky warf ihr dichtes blondes Haar zur Seite. »Aber falls Martin, der Tabellenkalkulator, bisher dein einziger Freund war, hattest du elf Jahre lang kein Date.«

»Kein einziges.« Und um ehrlich zu sein, wollte ich auch in den nächsten elf Jahren keins.

»In deinem Alter darfst du deine Zeit nicht vergeuden.«

Sie ignorierte meinen stechenden Blick. »Im Eernst. Ich rate dir ja nicht, den Mann fürs Leben zu suchen – aber du musst ausgehen und Erfahrungen sammeln! Probier ein paar Trottel aus, nur zur Übung.«

»Trottel?«, stöhnte ich entgeistert. »Zur Übung?«

»Erinnerst du dich an Hen Milroy-Pennington?«

»Müsste ich?«, fragte ich unsicher. Die zahllosen Freundinnen, die Tickys gesellschaftliches Leben bevölkerten, konnte ich nie auseinanderhalten.

»O ja! Fashion-PR? Groß? Dunkles Haar?« Das begrenzte die Möglichkeiten. Mindestens neunzig Prozent ihrer Freundinnen und des weiblichen Personals von *Country House* waren blond. Anfangs hatte ich in meiner Naivität geglaubt, der Grund für das überdurchschnittlich häufig auftretende Blond wäre ein besonderes Upper-Class-Gen, das gleichzeitig dafür verantwortlich war, dass sie unfähig waren, leise zu sprechen, und dazu neigten, einem grundlos den Hemdkragen hochzuschlagen. Wie ich erst später herausfand, verdankten sie ihre Haarfarbe mit wenigen Ausnahmen nicht der Natur, sondern teuren Friseuren.

»Ja, ich glaube«, sagte ich vage und hoffte, dass Ticky zur Sache kam.

»Nun, Hen hat sich gerade verlobt. Heiratsantrag auf dem Eiffelturm, Diamant mit Baguetteschliff, so groß, dass sie kaum die Hand heben kann, Bekanntmachung im *Telegraph*, also das ganze Drum und Dran.«

»Wie schön für sie«, murmelte ich und konnte eine bittere Grimasse nicht unterdrücken. Es war verdammt taktlos, einem Mädchen, das gerade den Laufpass bekommen hatte, von Verlobungen zu erzählen...

»Worauf ich hinauswill, Roars – vor einem Jahr beschloss sie auszugehen und möglichst viele Männer zu treffen. Als sie Hecks kennenlernte, hatte sie dreiundvierzig Dates hinter sich. *Dreiundvierzig!*«

»Hecks?«

»Hector Armstrong-Calthorpe? Nummer elf auf Tatlers Liste der am häufigsten eingeladenen Gäste?« Dass ich den Namen nicht sofort erkannte, schien Ticky zu verwirren. Wie das gesamte *Country-House*-Personal glaubte sie, jeder müsste mit dem ganzen gesellschaftlichen Getue vertraut sein. »Nicht so wichtig, Roars ... Worauf es ankommt – bevor das mit Hecks passierte, liefen ihr *sehr viele* unpassende Männer über den Weg.«

»Unpassende Männer?«, echote ich.

»Ja. Die muss man zur Übung benutzen, verstehst du? Gewöhn dich an die Dating-Szene, indem du mit Männern ausgehst, die dich nicht interessieren, und trenn die Spreu vom Weizen. Dabei lernst du, was du in Zukunft vermeiden musst. Und dann bist du total chilled und relaxed, wenn du einen *interessanten* Mann triffst.«

»Hm ...«, murmelte ich zögernd.

»So war's bei mir mit dem alten Scheißkerl Farquharson. Total unpassend. Aber nun weiß ich, was ich *nicht* will – einen Mann, der mich im Bett ›Nanny‹ nennt.«

»Das hat er getan!?!«

»O jaaa. Als es eines Nachts ganz schrecklich eskalierte, musste ich ihn loswerden.« Ticky erschauerte.

»Inwiefern *eskalierte*?«

»Darüber möchte ich nicht reden.« Sie senkte den Blick, als wäre die Erinnerung zu schmerzlich. »Sagen wir einfach – vorher wusste ich nicht, dass man Windeln auch in Größen für Erwachsene herstellt. Jetzt erkenne ich die Anzeichen.«

»Und was sind die Anzeichen?«, fragte ich fasziniert.

»Bitte – ich kann nicht.« Um weitere Fragen abzuwehren, hob sie eine Hand. Anscheinend war ihr Bedürfnis nach emotionalen Vertraulichkeiten ziemlich einseitig. »Zum Glück gibt es nur einen einzigen Farquharson, aber viele andere Scheißkerle. Früher oder später wirst du solche Typen treffen. Die musst du aus dem Weg räumen und für den Richtigen Platz machen. Ein paar unpassende Männer musst du vor deiner Begegnung mit Martin doch gekannt haben?«

»Nein.« Verlegen starrte ich auf meinen Schreibtisch. Ich war keiner dieser Teenager gewesen, die einen Keuschheitsgürtel getragen und gelobt hatten, bis zur Ehe rein zu bleiben. Aber meine Liebe zu mittelalterlichen Schlössern und meine enzyklopädischen Kenntnisse über William Morris' Jugendstil-Stoffmuster wirkten wohl nicht gerade unwiderstehlich auf die Jungs. Deshalb hatte mich Martins Aufmerksamkeit in der Universitätsbibliothek verblüfft und mir geschmeichelt.

»Tut mir leid.« Ticky rollte mit den Augen. »Dumm von mir. Ich hatte vergessen, dass er dein erster Freund war. Ein Grund mehr für dich, mit unpassenden Männern auszugehen. Zwischen zwanzig und fünfundzwanzig lassen

sich die meisten mit bösen Jungs ein. Sobald sie auf die dreißig zugehen, entscheiden sie sich für einen netten, vernünftigen Typen. Und du, Roars, hast dein ganzes Erwachsenenleben mit einem vernünftigen Mann verbracht. Ehrlich gesagt, mit einem Langweiler. Deshalb musst du jetzt ein paar böse Jungs ausprobieren und für dich abhaken.«

»Kannst du ›böse Jungs‹ definieren?«, bat ich beklommen.

»Bist du zum Beispiel jemals mit einem Künstler ausgegangen, der in selbstquälerischer Verzweiflung versank?«

»Nein.«

»Mit einem Bandmitglied?«

»Nein.«

»Mit einem Frauenheld?«

»Nein.«

»Mit einem verheirateten Mann?«

»Nein, Ticky! Ich kenne keinen einzigen unpassenden Typ!«

»Und was dabei die ultimative Ironie ist – elf Jahre lang warst du mit einem total unpassenden Kerl zusammen.« Selbstgefällig lächelte sie und lehnte sich in ihrem Sessel zurück, zu beglückt über ihre Logik, um zu merken, dass sie mir wehtat.

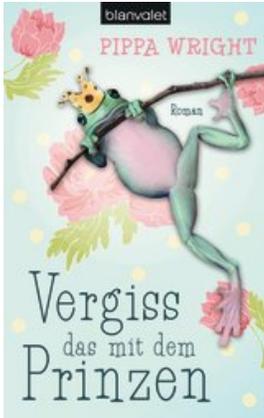
»Mag sein«, seufzte ich widerwillig.

»Du darfst die treulose Sorte von deiner Liste streichen.«

»Großartig.«

»Begreifst du nicht, wie fabelhaft das ist?«, ereiferte sie sich. »*Einen* unpassenden Mann hast du schon abgehakt. Und jeder Irre oder Versager, den du erledigst, führt dich näher zum *Richtigen*.«

»Das willst du mir nicht wirklich weismachen, Ticky.«



Pippa Wright

Vergiss das mit dem Prinzen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38095-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2013

Wenn sich »der Richtige« als Frosch entpuppt, ist dann »der Falsche« der Prinz?

Rory Carmichael ist nach elf Jahren Beziehung – und damit sozusagen zum ersten Mal in ihrem Erwachsenenleben – wieder Single. Und obwohl Martin nicht unbedingt der Prototyp des Traummanns war, ihr Herz ist gebrochen! Rory flüchtet erst einmal zu ihrer Tante, um den Kopf wieder frei zu bekommen. Und wie gut, wenn auch gleich ein Ablenkungsplan parat steht: Triff dich mit so vielen unpassenden Männern wie möglich, schreibe eine Kolumne darüber, und stürze dich völlig haltlos kopfüber ins Chaos ...

 [Der Titel im Katalog](#)